

## Zeichen und Verantwortung

Ulf Harendarski, Europa-Universität Flensburg

Anne Reichold, Europa-Universität Flensburg

### 1. Mach ES explizit!

Einen ganzen Zeitschriftenband dem Werk eines zeitgenössischen Philosophen zu widmen, verlangt nach einer Erklärung. Robert B. Brandom versteht sein Mammutwerk *Making It Explicit* (1994) (*Expressive Vernunft*: EV, 2000) als Beitrag zur analytischen Sprachphilosophie. Er verbindet darin eine Theorie der Bedeutung sprachlicher Ausdrücke (Semantik) mit einer Theorie des Sprachgebrauchs (Pragmatik). Charakteristisch für sein Unterfangen ist dabei, dass er die Semantik in der Pragmatik fundiert, also die Bedeutung von Zeichen und Ausdrücken durch ihren Gebrauch in Sprachhandlungen erläutert. Brandom selbst gibt seinem Vorhaben das Etikett einer „normativen Pragmatik“ (EV: 35). Es sind Aspekte dieses normativ-pragmatischen Zugangs zur Theorie der Zeichen und zur Praxis der Kommunikation, die von den Herausgeber/-innen und Autor/-innen dieses Zeitschriftenbandes als einschlägig und relevant auch für die Semiotik angesehen werden. Der Band versteht sich als Versuch, den in der sprachanalytischen Philosophietradition angesiedelten Ansatz Brandoms für die Semiotik anschlussfähig zu machen.

Brandom, der 1950 geboren wurde und Philosophieprofessor an der University of Pittsburgh ist, spannt für sein Projekt des normativen Pragmatismus in EV einen breiten historischen Bogen von G.W. Leibniz, I. Kant und G.W.F. Hegel bis G. Frege, R. Rorty und W. Sellars und formuliert seine Position auch unter Rekurs auf diese philosophischen Klassiker. Dabei wendet er sich insbesondere gegen weit verbreitete repräsentationalistische Theorieansätze der Bedeutung von Sprache und Sprechen. Die Bedeutung von Zeichen und Ausdrücken wird bei Brandom nicht unter Verweis auf ein repräsentiertes Objekt oder eine Referenz erläutert, sondern durch ihre inferentielle Rolle innerhalb der sprachlichen Praxis.

Im Kontext einer von Chauncey Maher (2012) als “Pittsburgh School” bezeichneten Gruppe von Philosophen, zu deren prominentesten Vertretern neben

Robert Brandom auch John McDowell und Wilfrid Sellars gehören, vertritt Brandom die Auffassung, dass sowohl Sprechhandlungen wie Behaupten und Kritisieren als auch die propositionalen Gehalte oder Bedeutungen des Gesagten oder Behaupteten durch die Art ihres Gebrauchs in sozialen Sprachspielen bestimmt sind. Der für Brandoms Analysen grundlegende Sprechakt des Behauptens wird bestimmt durch seine Signifikanz innerhalb des Spiels des Gebens und Forderns von Gründen. Ihre Bedeutung erlangen Behauptungen und deren propositionalen Gehalte nicht in referenziellem Bezug auf die Welt, sondern in inferentieller Vernetzung mit anderen Behauptungen. Entscheidend für die Bedeutung sind dabei nicht die faktisch gezogenen Schlussfolgerungen durch einzelne Sprecher, sondern die normativ bestimmten Inferenzen, die gezogen werden sollten.

Neben „normativem Pragmatismus“ wird diese Abwendung von realistischen Repräsentationsmodellen der Bedeutung auch als „normative functionalism“ (Maher 2012) bezeichnet. Mit dieser Bezeichnung wird im Unterschied zu rein kausalen funktionalistischen Ansätzen darauf verwiesen, dass die rationalen Akteure der Sprechhandlungen in der Pittsburgh School primär als empfänglich für Normen angesehen werden.

“Normative functionalism characterizes a tendency to interpret the ability to form judgments, possess concepts, rationally defend or be critical of judgments, and consequently act as an agent, as largely guided by one’s responsiveness to norms” (Reider 2012: 17).

Brandom sieht eine Quelle des normativen Pragmatismus bei Kant und dessen Einsicht, dass die kleinsten bedeutungstragenden Einheiten nicht einzelne Worte, sondern Urteile und somit an Normen orientierte Handlungen sind. Brandom schreibt dann Hegel die Einsicht zu, dass die Normativität der Urteile in ihrer Sozialität liegt. Normen sind keine unabhängig von den sprechenden Individuen real existierenden Entitäten, sondern sie liegen implizit im sozialen Gebrauch vor und können dann in Reflexion auf die soziale Praxis explizit gemacht werden. Brandom unterscheidet als normative Status der Kommunikation dabei insbesondere Festlegungen (commitments) und Berechtigungen (entitlements). *Making It Explicit* bedeutet also unter anderem, die Verpflichtungen und Berechtigungen von Diskursteilnehmern explizit zu machen und in diesen normativ-pragmatischen Termini auch die Bedeutung, also die Semantik der Ausdrücke, zu explizieren. Brandom ersetzt dabei in seinem theoretischen Unterfangen der Explizitmachung dessen, was uns als vernünftige Lebewesen ausmacht und worin das Wesen diskursiver Praxis liegt, die in der philosophischen Tradition einflussreichen Konzeptionen der Referenz und Repräsentation durch den Grundbegriff der Inferenz. In der Sprachpraxis als sozialer Praxis sieht Brandom Normen der Objektivität sowie der Richtigkeit und Angemessenheit sprachlicher Handlungen implizit enthalten. Die normativen Elemente von Kommunikation und insbesondere von Behauptungen im Ausgang von pragmatistischen Gebrauchskategorien explizit zu machen, ist eines der großen Vorhaben Brandoms in EV.

Pragmatisch bedeutet hier auch einen Verzicht auf Setzungen mehr oder weniger axiomatischer Begriffe und einen theoretischen Zugang zur Kommunikation, der aus dem Inneren der Sprachpraxis heraus deren implizite soziale Normen expliziert.

Brandoms Theorie zeichnet sich dabei durch einen relationalen Kern aus; die Elemente der Kommunikationssituation sind holistisch miteinander verbunden und hängen voneinander ab. Dies gilt für die Idee der sogenannten deontischen Kontoführung genauso wie für die von inferentieller und holistischer Durchmusterung der verwendeten Begriffe abhängigen Signifikanzen, um nur einige zentrale Beispiele zu nennen. Insofern dürfte Pragmatismus (pragmatism) als ein spezielles Feld der Pragmatik aufzufassen sein. Aus semiotischer Sicht kann Brandom als prominentester Vertreter aktueller analytischer Sprachphilosophie gesehen werden, der einen arbiträr-normativen Zeichenbegriff pflegt.

Brandoms EV wird in der Folge seines Erscheinens in unterschiedlichen, auch kontinentalphilosophischen Philosophietraditionen rezipiert und als Anknüpfungspunkt wahrgenommen.

Habermas bezeichnete EV als „Meilenstein der theoretischen Philosophie“ (Habermas 1999: 138) und in der an Wittgenstein anknüpfenden Debatte um das Problem des Regelfolgens wird Brandoms pragmatische Explizierung impliziter diskursiver Normen als einschlägigster Beitrag angesehen (Tietz 2004).

Die Besonderheit des vorliegenden Heftes liegt darin, Brandoms *Making It Explicit* auf seinen Beitrag zur Semiotik hin zu untersuchen. Ein Vergleich mit dem Werk von Jacques Derrida mag das illustrieren, wenngleich Brandom selbst diesen Vergleich vermutlich entschieden ablehnen würde. Indem Brandom Kommunikation und Diskurs als theoretische Ansatzpunkte wählt und den assertorischen Sprechakt (Behauptung) als zentrales Zeichen inferentialistisch bestimmt, verweigert er wie Derrida die Setzung eines Ursprungs. Denn assertorische Sprechakte sind nicht nur die kleinsten Zeicheneinheiten, für die wir verantwortlich sind, wie Brandom häufig sagt, sie sind auch die kleinsten propositional strukturierten Einheiten, die situativ gebildet werden (Sprechen) und selbst nicht zum systematischen Vorrat des Sprachsystems (Sprache) gehören können – anders als die Elemente, aus denen die Äußerung besteht. Es ist damit auch die kleinste Zeichengröße, die über verfügbare und reproduzierbare Systemelemente vom Phonem bis hin zum festen Phraseologismus und zur Konstruktion hinausweist. Zugleich befolgt Brandom ohne besondere Betonung dieses Aspektes Ferdinand de Saussures Grundsatz der Untrennbarkeit von Signifikant und Signifikat. Zwar spielt diese Dichotomie in einer pragmatischen Philosophie keine eigens herausgearbeitete Rolle, aber indem die Bedeutung einer Äußerung automatisch diskursive Anschlüsse, Anaphern, Rekurse, Vererbungen oder Zurückweisungen erzeugt, niemals aber ihre Bedeutung anders als diskursiv – mit Zeichen für Zeichen also – explizit gemacht werden kann, ist dem Grundsatz der Untrennbarkeit Genüge getan.

Zu einem abgetrennten, schließlich am Ende des Weges erreichbaren „transzendenten Signifikat“ (Derrida 1986: 56) kann ein solcher Ansatz nicht und soll er nicht führen, obwohl die normative Idee der objektiven Geltung als Ori-

entierungs- und Kritikmaßstab nicht aufgegeben wird. So bricht sich ein Gedankenkonstrukt Bahn, das dem Derridas nicht unähnlich ist. Intentionalität ist für Kommunikation aus Brandoms Sicht von immenser Wichtigkeit, kann aber kein verlässlicher Gradmesser für Bedeutung sein oder überhaupt als mentales Element isoliert werden. Auch Referenz gilt nicht als Voraussetzung für die Bedeutung sprachlicher Zeichen, bildet aber eine wichtige sozial-semiotische Konzeption mit entsprechender kommunikativer Funktionalität. In Brandoms symmetrisch-perspektivischem Ansatz kann es keinen Stillstand des Prozesses der Semiose geben, kein Interpretanten-Ende des Diskurses. Man entkommt der Semiose nicht. Solche Bewegungen erinnern viel stärker an Derridas *différance*, als Brandom vermutlich akzeptieren würde. Aus semiotischer Sicht ist diese Ähnlichkeit aber eher vielversprechend denn ehrenrührig.

Wenn es die sprachlichen Zeichen sind, die zu weiteren sprachlichen Zeichen führen, dann fragt sich, welches das formal nächstliegende Element ist, bei dem die Analyse beginnen sollte. Brandoms Wahl fällt auf die Anapher, durchgespielt am Beispiel der anaphorischen Verwendung von *it* oder *es*. Sie wird für so zentral gehalten, dass sie sogar im Titel des Buches auftaucht: *Making It Explicit*. Die bescheidene Frage lautet daher, wie es denn Sprecherinnen und Sprechern möglich ist, ES explizit zu machen und somit zu verdeutlichen, wie eine Äußerung an den früheren Diskurs angeschlossen und vor seinem Hintergrund als wechselseitig verstanden gehandhabt wird.

Dass bei diesem Vorhaben schließlich eine weitverzweigte, diskursiv anspielungsreiche und intertextuelle Summe der analytischen Sprachphilosophie der Gegenwart entstanden ist, mag erklären, warum das amerikanische Original des Werkes etwa 740 Seiten umfasst und die deutsche Übersetzung (*Expressive Vernunft*) sich aufgrund eines etwas anderen Seitenformats gar auf 970 Seiten erstreckt. Das Buch zur Gänze zu erforschen, erfordert erheblichen Aufwand und einige Vorkenntnisse. Auch wenn also der Zeichenbegriff Brandoms im Kern sprachlich ist, kann er doch für eine Semiotik-Community mit erheblich breiterem Zeichenverständnis von einigem Interesse sein, denn er umfasst nicht weniger als eine fundamentale Aufarbeitung der Frage, wie *w i r* aus der stets bereits laufenden Kommunikation, aus dem Diskurs heraus, zur Zeichenbildung gelangen können und welche Rolle dabei die Explikation semantischer Gehalte spielt. Dass diese Fragestellungen nur im Rahmen des sozialen Handelns zu denken sind, versteht sich zwar für pragmatistische Ansätze von selbst, bei Brandom bekommt die Idee aber eine prozesshafte und relationale Note, die streckenweise stark an den Pragmatizismus von Charles Sanders Peirce erinnert. Die verschiedenen, relationalen Elemente des Zeichenprozesses werden nicht-reduktionistisch erfasst. Wenn Zeichen generell aus kommunikativen Prozessen heraus verstanden werden sollen, dann muss an irgendeiner Stelle ein Schnitt gesetzt werden, der Zugang zum Gesamtgebilde ermöglicht. Der Schnitt öffnet den Zugang zum assertorischen Sprechakt (Behauptung) als semiotischem Grundelement, und das Gesamtgebilde ist nicht weniger als die Kommunikation selbst. Solch ein Schnitt könnte willkürlich wirken, denn generell müssten ja alle Komponenten geeignet sein, um über sie analytischen Zugang zur diskursiven Praxis zu finden. Solche Zugänge könnten in Referenz,

Denotation, Intentionalität, Norm oder gar Kode gewählt werden, um nur einige Möglichkeiten zu nennen. Brandom hingegen setzt den Schnitt bekennd rationalistisch, die Urteilstebene soll im Sinne Kants die kleinste Zeichengröße sein, für die wir verantwortlich sind, die wir begründen können und für die wir auf Nachfrage Begründungen liefern müssen, die anderen aber auch als Begründung dienen kann, die möglicherweise ihrerseits wiederum in Gestalt assertorischer Sprechakte geäußert werden. Hier öffnet sich die Diskursivität des Spiels, in dem es um das Geben und Verlangen von Gründen geht. Normativität kommt damit ins Spiel, dass wir uns gegenseitig als Wesen behandeln, die für ihre Äußerungen verantwortlich gemacht werden können. Dass damit automatisch auch ein Verfügen über Bedeutungspotentiale sogenannter subsententialer Elemente wie generellem und singulärem Begriff anzunehmen ist, führt dann bei Brandom zu recht komplizierten Überlegungen, wie denn inferentiell-diskursiv-semantische Gehalte vererbt werden können, wie also am Beispiel der Anapher es Gehalte über Sprechakte verschiedener Interlokutoren hinweg stabil bleiben können. Der vorliegende Band der *Zeitschrift für Semiotik* macht sich zur Aufgabe, ein semiotisch-wissenschaftliches Interesse an Brandoms Pragmatismus zu bahnen und das Werk so zugänglich zu machen, dass der Zugang zur Lektüre der *Expressiven Vernunft* erleichtert wird. Er will aber auch einen Einstieg in die kritische Reflexion dieses Buchs bieten.

## 2. Vorstellung der einzelnen Beiträge

Insgesamt widmen sich alle Beiträge der Frage nach der generellen Möglichkeit von Kommunikation, wobei Brandoms Vorgaben als gesetzt durchgespielt und kritisiert werden. Dass Kommunikation insgesamt unter der Maßgabe unterschiedlicher Voraussetzungen der Interlokutoren – bei Brandom als Begleitfestlegungen diskutiert – nicht als simpler Transport einer Nachricht vom Sender zum Empfänger verstanden werden kann, versteht sich von selbst. Doch wie soll unter Verzicht auf rettende Ankerpunkte wie Referenz oder identische Normen die Möglichkeit der Kommunikation theoretisch erklärt werden, ja kann Kommunikation überhaupt funktionieren?

In seinem Beitrag *Zum Zeichenbegriff in Brandoms Expressiver Vernunft* stellt Ulf Harendarski Zusammenhänge zu semiotischem Denken her und fragt danach, ob der Pragmatismus Brandoms eine geeignete Grundlage für eine spezifisch linguistisch geprägte Semiotik oder gar für eine allgemeine Semiotik sein kann. Um die Argumentation plausibel zu verorten, stellt er zunächst das brandomsche Kommunikationsmodell dar, das er als notwendige Rahmung für den gesamten Ansatz ansieht. Wie wohl jeder linguistisch-semiotische Ansatz, der einen pragmatischen Kern enthält und nicht auf der formal-deskriptiven Ebene verbleiben soll, ist auch derjenige Brandoms von latenter Zirkularität bedroht. Um diesen drohenden Zirkel zu fassen zu bekommen, wird er mit Blick auf den Spracherwerb vorgeführt. Der Kern des Arguments ist nicht unbekannt und läuft auf die These hinaus, dass zum Erlernen bestimmter Gebrauchs-

normen Beobachtung von Gebrauch und der Schluss auf intentionale Zustände anderer ebenso wenig ausreicht wie die Setzung intentionaler Zustände des Kindes als Ausgangspunkt. Weder intentionale Zustände noch Gebrauchsnormen lassen sich beobachten. Woher kommt also die Möglichkeit der Kommunikation einerseits und des Spracherwerbs andererseits? Harendarskis Antwort ist semiotisch: Sie erwächst aus dem Zusammenspiel unterschiedlicher Semiosen und unterschiedlicher semiotischer Systeme. Er versteht Brandoms linguistische Philosophie daher nicht etwa so, dass Sprache Grundvoraussetzung aller Zeichen ist, sondern dass Sprache die elaborierte Möglichkeit der Explikation aller möglichen Zeichen ist und gerade sie einen Aspekt aufweist, der in solch strukturierter und standardisierter Form in anderen Zeichensystemen nicht gleichermaßen alltäglich zugänglich ist. Denn erklärt werden muss eben nicht nur, wie Referenz funktioniert, sondern auch, welche Voraussetzungen dazu führen, dass wir über intentionale Zustände Dritter so sprechen können, dass andere uns unsere diesbezüglichen Behauptungen glauben und für plausibel halten. Ein Verfahren wie das der perspektivensensiblen Triangulation von Gegenständen, auf die Bezug genommen wird (Referenz), ist hier freilich ausgeschlossen, aber verlässliches Schließen auf die Intentionalität anderer genauso. Intentionalität spielt bei den Prämissen des Verstehens von Zeichen als Zuschreibung eine Rolle, nicht aber als etwas, auf das gefolgert würde.

In ihrem Beitrag *What is it like to be a discursive being? Perspektivität und Ich-du-Sozialität bei Robert Brandom* wendet sich Anne Reichold der Frage zu, welche Implikationen Brandoms Analysen der irreduziblen sozialen Perspektivität der Kommunikation für die Konzeption diskursiver Wesen enthält. Während Brandom mit dem Begriff der Ich-du-Sozialität vor allem die Sozialität und wechselseitige normative Bezogenheit der Kommunikationsteilnehmer betont, argumentiert Reichold, dass Brandom für seine perspektivische Konzeption der Kommunikation einen genuin körperlich gedachten, raumzeitlich verorteten Begriff der Akteure und Adressaten sprachlicher Praxis und somit der Personen benötigt. Das normative Theorievokabular der Ich-du-Sozialität setzt einen raumzeitlichen Bezugsrahmen voraus, in den alle Teilnehmer der Kommunikation eingebunden sind und den sie aus jeweils interner Perspektive bei der Adressierung und Zuschreibung normativer Status als Unterscheidungsgrundlage zwischen unterschiedlichen Akteuren nutzen. Reichold kommt zu ihrer These, indem sie der Struktur von Perspektivität und normativen Einstellungen bei der Explizierung von begrifflichen Normen in Brandoms EV nachgeht. Sie geht dabei davon aus, dass Brandom nicht etwa in einem konstitutiven Sinn versucht, normative Einstellungen und implizite Normen durch Sanktionspraktiken zu erläutern oder Normativität auf diese zurückzuführen, sondern dass die Ich-du-Sozialität als perspektivischer, normativer Zugriff auch auf begriffliche Normen unhintergebar sei. Sie analysiert, wie die spezifische Objektivität begrifflicher Normen durch den Verweis auf Person-Perspektiven expliziert wird. Reichold arbeitet dabei Brandoms These grundsätzlicher Relationalität heraus, indem sie aufzeigt, inwiefern man Brandom zufolge zur Normativität der Kommunikation keine externe Perspektive einnehmen kann. Auch

der von Brandom erwähnte „Dritte-Person-Standpunkt“ (EV: 832) wird als Einstellungstranszendenz unter Voraussetzung und als Element der sozialen Ich-du-Struktur interpretiert.

Dass das philosophische Denken der pragmatistisch orientierten analytischen Philosophie Kernelemente der Semiotik durchaus weiterhin behandelt, lässt sich an Matthias Kiesselbachs Beitrag *Zwischen Analytischem Pragmatismus und Quietismus. Brandom und McDowell über die Rolle der Philosophie* ableiten. Kiesselbach rückt das Interpretantenproblem in einer ganz bestimmten Gestalt ins Zentrum seiner Überlegungen. Etwas im Sinne Brandoms explizit zu machen, setzt zweierlei voraus: dass Bedeutungsträger bereits Normen folgend diskursiv formuliert worden sind und Explikation zusätzlich erfolgt, ohne zwingend erforderlich zu sein. Damit lassen sich Explikationen als Rekonstruktionen darstellen, was bekannte semiotische Probleme der Identität von Zeichen beziehungsweise deren Bedeutung erzeugt, die letztlich in eine Skepsis münden können, warum Rekonstruktionen semantischen Gehalt besser formulieren als der Ausgangsdiskurs. Für Rekonstruktionen als Verkettungen von Interpretanten kann nur geltend gemacht werden, sie seien sinnvoll und erhellend, wenn sie vereinfachen oder über Implizites aufklären und wenn sie einer überzeugenden Methode folgen. Nur dann sind sie nicht beliebig gegen jedes Interpretationsgeschäft austauschbar. Genau diese Frage nach den Erfolgsaussichten stellt Kiesselbach mit Bezug auf philosophische Rekonstruktionen diskursiver Praktiken des Begriffsgebrauchs. Kiesselbach stellt die bekannten aktuellen Vertreter der Pittsburgh School – John McDowell und Robert B. Brandom – in argumentativer Konfrontation in ihren unterschiedlichen Meinungen gegenüber. Kiesselbach macht gar einen meta-philosophischen Graben zwischen deren Positionen aus. Wie für Diskussionen der analytischen Philosophie durchaus zu erwarten, geht es auch hier weniger um das Phantasma als Bedeutungsaspekt sprachlicher Zeichen, sondern vielmehr um die eher abbildenden Funktionen oder deren Zurückweisung. Kiesselbach bescheinigt nun den beiden Vertretern der Pittsburgh School, es gehe ihnen darum, „Klarheit zu schaffen in Bezug auf den Gehalt und den Bezug des Denkens (sein Vonetwas-Handeln, sein Über-etwas-Sein)“. Hier zeigt sich eine Wendung gegen den Mythos des Gegebenen einer unmittelbaren phänomenalen Präsenz. Einig seien sich McDowell und Brandom zunächst einmal hinsichtlich wesentlicher gesellschaftlicher Eigenheiten von Sprache, darunter insbesondere deren Öffentlichkeit. Doch anders als McDowell sei Brandom bereit, „sich auf ‚bottom-up‘-Erklärungen“ zum Verständnis diskursiver Kompetenz so einzulassen, dass diese nicht bereits vorausgesetzt werden müsse.

Kiesselbach geht hierfür einigen Thesen des neueren Werkes Brandoms nach – dem noch nicht ins Deutsche übersetzten *Between Saying and Doing* (2008), das aus den *John Locke Lectures*, gehalten 2006 in Oxford, hervorgegangen ist. Kiesselbach interessiert sich – wie McDowell – für Brandoms Untersuchung von Vokabularen, namentlich der Herausarbeitung eines hinreichenden pragmatischen Metavokabulars, mit dem es möglich sein solle, die Praxis oder Verwendung eines weiteren Vokabulars zu spezifizieren. Mit ihm müsse zu sagen sein, was „ein Sprecher tun muss, damit seine Ausdrücke als Aus-

drücke des [Zielvokabulars] gelten können; es lässt einen nicht (notwendigerweise) auf alternative Weise sagen, was man mit den Ausdrücken des [Ausgangsvokabulars]“ sage. Während nun für McDowell gelte, jedes Sprechen sei lebensweltlich eingelassen und kein Vokabular sei privilegiert, davon irgendetwas genauer zu formulieren, glaube Brandom, dass „allen kompetenten Sprechern“ nicht grundsätzlich die Systematizität der Sprache transparent oder bereits bekannt sei. Außerdem argumentiere Brandom, dass bestimmtes Vokabular lediglich in bestimmten Gebrauchs-Bedeutungsanalysen privilegiert sei, nicht etwa strukturell. Kiesselbach siedelt nun die andere Seite des Grabens eher dort an, wo stets die Grenze verläuft; dort nämlich, wo das Verstehen sprachlicher Zeichen ein unmittelbarer Prozess ist, der nicht durch nachträgliche Interpretation erhellt oder erweitert werden kann, weil Interpretation in dieser Hinsicht wieder ein neuer, weiterer unmittelbarer Zeichenprozess ist, der zum Ursprung unmittelbarer (Zeichen-)Erfahrungen gar nicht nachträglich philosophisch vordringen könne. Es dennoch zu versuchen, kann zirkulär sein, zumal Brandom das zu explizierende Vokabular offenbar selbst benutzen muss. Zweifellos lässt sich aus analytischer Sicht von alltagspraktischen Artikulationen nicht behaupten, dass sie nur möglich sind, wenn ihr Sprecher das gesamte System normativer Begriffe beherrscht. Vielmehr ist Alltagspraxis auch dadurch gekennzeichnet, dass nach Un- oder Missverstandenen gefragt wird oder dass das Erlernen der Sprachpraxis per sprachlicher Kommunikation funktioniert. Genau diese Praxis in den Blick zu nehmen, kann der pragmatischen Philosophie nicht verwehrt sein, aber sie handelt sich ebenso wie Brandom ein weiteres Problem ein. Aus dieser Perspektive ist nur noch schwer verständlich, wie wechselseitige rationale Kritik von Interlokutoren funktionieren kann. Diesem Problem wendet sich der Beitrag von Bernd Prien zu.

Aus aktueller philosophischer Perspektive schaut Bernd Prien in seinem Text *Robert Brandoms Inferentialismus und das Problem der Kommunikation* auf das implizite Kommunikationsmodell der Sprachtheorie der *Expressiven Vernunft*. Er identifiziert ein solches Problem, da er von der in Frage stehenden Prämisse ausgeht, gelingende Kommunikation setze die Identität der Bedeutungen von verwendeten Ausdrücken voraus – eine Setzung, die Brandom möglicherweise in dieser expliziten Form nicht teilt. Zunächst charakterisiert Prien den Diskurs Brandoms neben dessen grundlegend inferentialistischem Ansatz als methodologisch pragmatistisch. Aus dieser Position heraus, die Semantik auf Gebrauchsgrundlage erklären zu wollen, müsse sich Brandom dem Kommunikationsproblem stellen. Die Frage ist demnach, ob und wie zum Beispiel identische Bedeutungen kommunikativ entstehen können und welches die methodologische Voraussetzung solcher Identität ist. Denn da Sprecher über unterschiedliche inferentielle Konzepte verfügen, werden sie anlässlich einer jeden Behauptung unterschiedliche Mengen an Inferenzen akzeptieren, kurzum: Behauptungen haben für unterschiedliche Sprecher unterschiedliche Bedeutungen.

Ist diese Annahme korrekt, wird zunächst unverständlich, wie gelingende Kommunikation überhaupt möglich ist. Das Kommunikationsproblem besteht folglich darin, dass mit Brandoms Ansatz eine Übertragung von Sinn nicht

gewährleistet ist. Wenn nun, wie dieser zeigt, Sprecher unterschiedliche Inferenzen bezüglich einer Behauptung anerkennen und die Bedeutung gemäß dem Inferentialismus von diesen sprecherabhängigen inferentiellen Signifikanzen abhängt, reden die Leute „gewissermaßen immer aneinander vorbei“, wie Prien meint. Um dies eingehender zu erörtern, untersucht er den Fall gegenseitiger Kritik von Interaktionspartnern und kreist das Problem dadurch ein: Eine wechselseitige semantische Kritik wäre auf der pragmatischen Grundlage der Gebrauchsbedeutung sprachlicher Ausdrücke allein gar nicht rational. Dieser Art solipsistischer Semantik setzt Prien die Annahme „intersubjektiv verwobener Aspekte des Gebrauchs“ entgegen, wobei die Art des geteilten Gehaltes einer Behauptung noch nicht hinreichend sei. Gleichwohl sieht Prien die von Brandom getroffene Unterscheidung zwischen inferentiellen Signifikanzen und begrifflichem Gehalt als einen überzeugenden Weg aus dem Problem der Kommunikation.

Unter Verweis auf den aktuellen Diskurs zu EV macht Prien an der Grenze zwischen der Signifikanz einer Behauptung im Diskurs und ihrem Gehalt eine Lücke aus. Während er das von Brandom revitalisierte kantische Diktum seinerseits voraussetzt, die Behauptung sei das kleinste Zeichen (als Handlung), für das wir verantwortlich sind, geht er der Frage nach dem Gemeinsamen und Geteilten von den Gehalten der Behauptungen nach. Hier erinnert sein Vorgehen an den Nutzen des idealistischen Subjekts einer aufgeklärten Wissenschaft, wonach es konsensuale, vernünftige Einigungsmöglichkeiten über basale Sachverhalte geben müsse, so dass bestimmte Sachverhalte oder Begriffe in Kenntnis aller definierenden Elemente in derselben Weise zu denken seien. Eben dafür werde der „semantische Externalismus“ benötigt, wonach Behauptungen auch davon abhängen, „wie die Welt beschaffen ist“. Daraus folgt beispielsweise, dass nun konsensuale Schlussfolgerungen aus bestimmten Sätzen denkbar werden. Erst darauf fußend werde Kommunikation im Sinne Brandoms plausibel, weil mit einem Set eines inferentiellen Repertoires von Sprechern nun Abgleichungen prinzipiell möglich sind. Auf dem Weg dahin arbeitet Prien heraus, wie Brandoms Externalismus, also die These, dass der Bedeutungsgehalt dadurch bestimmt ist, wie die Welt beschaffen ist und nicht dadurch, was wir über die Welt glauben, mit dem Inferentialismus zusammenhängt. Herausfinden wie die Welt beschaffen ist und herausfinden, was woraus folgt und was inkompatibel ist, sind zwei Seiten einer Medaille.

An diesen Gedanken schließt Prien die These (und Metapher) des Einhängens an und argumentiert, dass „Sprecher aufgrund ihrer Konzeptionen von Begriffen bei objektiven Strukturen der Welt in dem Sinne eingehängt sind, dass ihre Konzeptionen diesen Strukturen entsprechen sollten.“ Die Gesprächspartner kennen nur die jeweilige lokale inferentielle Signifikanz, deshalb kann eigentlich nur von ihr gesagt werden, dass sie übertragen wird. Begriffe oder Behauptungen erhalten durch die Unterscheidung zwischen Signifikanz und Gehalt einen durch Normen der Praxis des Kritisierens und Berichtigens geleiteten Aufforderungscharakter, die Welt zu beforschen und die individuellen Signifikanzen anderer Sprecher zu reflektieren. Hier scheint nun – ohne dass Prien dies selbst ausführt oder betont – die Materialität der Sprache oder des Zei-

chens ein Eigenleben gegenüber der Bedeutung – oder genauer – der Inferenz zu erlangen. Die Zeichen sind für die Subjekte Aufgaben, manchmal sogar Rätsel, die zu entschlüsseln sie aufgefordert werden. Durch die Verwendung der Zeichen und durch die inferentielle Signifikanz wird zugleich ein soziales oder kulturelles gemeinsames Zeichenfeld vermittelt, das einen Austausch über inferentielle Signifikanzen anregt. Sprache ist so ein Forschungsauftrag im Hinblick auf die Welt.

Indem Prien per Reduktion wesentliche Gedanken Brandoms nachvollziehbar darstellt und Passagen des Mammutwerkes erfolgreich einer Kritik unterzieht, nutzt er mit dieser Strategie vor allem solche Begriffe, die der Triangulation und Überprüfung zugänglich sind: deren Definition mit einem indexikalischen definiendum verbunden ist (*färbt Lackmuspapier* + Adjektiv). Denn bei solchen Zeichen ist anhand des tendenziellen Erkenntnisfortschritts Konsens hinsichtlich der Definition des fraglichen begrifflichen Gehaltes zu erzielen. Als sprachliche Zeichen können solche Begriffe idealerweise hinsichtlich ihrer Extension zwischen Sprechern konsensual verortet werden. Bewusst spart Prien mit der von ihm gewählten Perspektive eine der anderen großen Leistungen Brandoms aus. Mit dessen normativem Ansatz wird erklärlich, wie wir auch über und mit Begriffen wie *Demokratie*, *Bildung*, *Kritik* oder *Diskurs* sprechen können, ohne unser Verständnis triangulierend zur Übereinstimmung bringen zu müssen oder zu können. Nun können sich auch bei der Verwendung solcher Begriffe Inkonsistenzen und Divergenzen bemerkbar machen, sie können signifikant werden.

Axel Mueller untersucht in seinem Beitrag, inwieweit Brandoms inferentialistische Theorie sprachlicher Bedeutung oder des *Gehalts* sprachlicher Äußerungen, die in *Expressive Vernunft* entworfen und in *Begründen und Begreifen* (*Articulating Reasons* (2000)) und in *Between Saying and Doing* weiterentwickelt wurde, tatsächlich ohne den semantischen Grundbegriff der Referenz auskommt. Er entwickelt seine Argumentation für die Notwendigkeit eines grundlegenden Referenzbegriffs entgegen Brandoms eigenem Anspruch im Ausgangspunkt von dessen Theorie der Anapher. Nach einer Einführung und differenzierten Diskussion der Rolle von Anaphern in Brandoms Kommunikationsmodell argumentiert Mueller, dass Vererbung von Gehalt in anaphorischen Bezugnahmen nur unter der Annahme möglich ist, dass es erste „Initiatoren“ von Anaphern gibt, die selbst nicht anaphorisch strukturiert sind, sondern die Gehalte in referenzieller Form durch Umwelteinflüsse in die Kommunikation einbringen. Diese Brandoms eigenem Anspruch zuwiderlaufende Analyse bestreitet, dass Brandom mit rein inferentiellen Mitteln ein überzeugendes Kommunikationsmodell entwerfen kann. Mueller plädiert somit für eine moderate Erweiterung des brandomschen Verständnisses der Anapher durch die Hinzufügung von referenziellen Elementen. Bezugnahme betrachtet Brandom selbst als eine der möglichen Handlungen mit sprachlichen Zeichen und nicht als sinnvollen theoretischen Startpunkt einer am Modell tatsächlicher Gesprächskommunikation einerseits und der normativen Fundierung andererseits entwickelten Sprachphilosophie. Referenz wird also nicht negiert oder in Frage gestellt, sondern vielmehr ihre theoriebildende Rolle verändert. Für Mueller ist

dieser Schritt nicht überzeugend. Er bleibt in Brandoms Rahmen, wenn er sich fragt, ob denn Kommunikation hinreichend funktionieren kann, wenn Referenz als geteiltes Herausgreifen und interpersonales Verfügen über identische Bezugsobjekte nicht die Basis der Verständigung bildet, sondern Inferenzen und bedeutungsholistisch vernetzte Begriffe. Mueller übernimmt die Feststellung eines „Kommunikationsproblems“ in EV so, wie Bernd Prien dies 2010 gekennzeichnet hat (Prien 2010). Anders als Prien befasst sich Mueller in der Hauptsache mit dem Verhältnis von Anapher und Referenz und weist dabei schließlich über Brandom hinaus. Der Anapher widmet Brandom in EV ein eigenes Kapitel, in dem es ihm um die Wiederholbarkeit dieser token und ihre Interpersonalität geht. Dass Mueller gerade diesen Aspekt herausgreift, ist konsequent. Denn die Anapher als referenzerhaltendes diskursives Element über mehr als einen Gesprächsbeitrag hinaus kommt ohne eigenen begrifflichen Gehalt aus. Auch diesen erbt sie von dem Ausdruck, dessen funktionales Substitut sie im jeweiligen Gebrauchsmoment ist. Die zentrale Frage kann daher so erläutert werden: Muss theoretisch nicht doch Referenz (mithin identische Bezugnahme) zur Beschreibung des Kommunikationsvorganges, muss darüber hinaus nicht doch auch ein identisches Verfügen über begrifflichen Gehalt der unterschiedlichen Interlokutoren vorausgesetzt werden, weil sonst gar keine Verständigung möglich wäre? Denn ein Aspekt der Kritik Muellers fehlt noch: Deiktische Ausdrücke können sowohl anaphorisch als auch initial verwendet werden. Diese Differenz lasse sich in Brandoms Rahmen nicht verstehen. Anders als Prien ist Mueller überzeugt, dass auch ein erweiterter Inferentialismus allein entgegen Brandoms Anspruch nicht in der Lage sei, zureichende und referenzunabhängig formulierbare Bedingungen für die gehaltsbestimmte und – erhaltende kommunikative Sprachverwendung zu liefern.

## Literatur

- Brandom, Robert B. (1994), *Making It Explicit. Reasoning, Representing & Discursive Commitment*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer und H. Vetter: *Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2000).
- Brandom, Robert B. (2000), *Articulating Reasons. An Introduction to Inferentialism*. Cambridge Mass.: Harvard University Press. (Deutsch von E. Gilmer: *Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2001).
- Brandom, Robert B. (2008), *Between Saying and Doing. Towards an Analytic Pragmatism*. Oxford, N.Y.: Oxford University Press.
- Derrida, Jacques (1986), *Positionen*. Wien: Passagen.
- EV: Siehe Brandom 1994.
- Habermas, Jürgen (1999), *Wahrheit und Rechtfertigung. Philosophische Aufsätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Maher, Chauncey (2012), *The Pittsburgh School of Philosophy. Sellars, McDowell, Brandom*. New York: Routledge.

- Prien, Bernd (2010), „Robert Brandom on Communication, Reference and Objectivity“. *International Journal of Philosophical Studies* 18, 3: 433–458.
- Reider, Patrick J. (2012), „Normative Functionalism in the Pittsburgh School“. *Social Epistemology Review and Reply Collective* 2, 1: 16–28.
- Tietz, Udo (2004), „Normen, Regeln und Interpretation. Robert Brandoms Projekt einer pragmatischen Theorie der Rationalität“. *Zeitschrift für philosophische Forschung* 58, 1: 80–103.

*Prof. Dr. Ulf Harendarski*  
*Seminar für Germanistik*  
*(Linguistische Pragmatik)*  
*Europa-Universität Flensburg*  
*Auf dem Campus 1*  
*24943 Flensburg*  
*E-Mail: ulf.harendarski@uni-flensburg.de*

*Prof. Dr. Anne Reichold*  
*Seminar für Philosophie*  
*Europa-Universität Flensburg*  
*Auf dem Campus 1*  
*24943 Flensburg*  
*E-Mail: reichold@uni-flensburg.de*